

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Michael Rutschky**

**Wartezeit**

*Ein Sittenbild*

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung  
von Text und Bildern, auch auszugsweise,  
ist ohne schriftliche Zustimmung des  
Verlagsurheberrechtswidrig und strafbar.  
Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung,  
Übersetzung oder die Verwendung in  
elektronischen Systemen.

© Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 2017

# Inhalt

|                                                 |     |
|-------------------------------------------------|-----|
| Die toten Augen . . . . .                       | 9   |
| Ein Überblick . . . . .                         | 11  |
| Entdeckung des Ungeschicks . . . . .            | 13  |
| Die notwendige Arbeit . . . . .                 | 23  |
| Theorie der Lebenskunst . . . . .               | 38  |
| Aufsteigen, ein Resümee . . . . .               | 41  |
| Das Ich . . . . .                               | 55  |
| Theorie des Textentzugs . . . . .               | 61  |
| Ein Gespräch über Wirkliches . . . . .          | 76  |
| Das Kino . . . . .                              | 80  |
| Utopie des Hörens . . . . .                     | 87  |
| Fernsehen, ein Privatissimum . . . . .          | 91  |
| Das Selbstgespräch . . . . .                    | 107 |
| Theorie der Karriere . . . . .                  | 119 |
| Sterben, eine Erfahrung . . . . .               | 122 |
| Die Aufweichung . . . . .                       | 133 |
| Ein Neubeginn . . . . .                         | 152 |
| Letzte Maßnahmen gegen das Ungeschick . . . . . | 158 |
| Die Kommunikation . . . . .                     | 173 |
| Theorie des Protagonisten . . . . .             | 180 |
| Eine unmögliche Geschichte . . . . .            | 188 |
| Die anderen Leute . . . . .                     | 207 |
| Theorie des Angestellten . . . . .              | 216 |
| Träume, ein Digest . . . . .                    | 221 |
| Die Wartezeit . . . . .                         | 227 |

»Unterdessen . . .« 10, 38, 60, 86, 119, 151, 179, 215, 241

## Die toten Augen

»And I opened my eyes«: der Satz ist unbekannter Herkunft. Nur daß er englisch formuliert wird, darf als gesichert gelten. Deshalb läßt er sich ungefähr auf die Zeit datieren, wo diese Fremdsprache erlernt wurde, also kurz nach dem elften Lebensjahr.

Betrachten wir die Situation, in welcher der Satz gegenwärtig aufzutauchen pflegt. Es handelt sich um den Beginn einer Autofahrt am Morgen, die ersten paar hundert Meter; und der Satz fällt in eine Empfindung hinein, gegen die er zu protestieren, auf die er jedenfalls zu reagieren scheint: die Empfindung eines ganz und gar kraftlosen, in sich zusammengesunkenen Blicks, dem alles entgleitet, was er noch zu fassen versucht. So zeigte der Satz den Gestus eines ruhigen Appells, einer beherrschten Selbstermahnung; Panik ist zu vermeiden, deshalb fordert der Satz: »Fang noch einmal an, als wäre nichts geschehen.« Dieser Gestus wird von der Vergangenheitsform bekräftigt. »And I *opened* my eyes«: es muß also schon einmal gelungen sein.

Daß die optische Impotenz morgens beim Beginn einer Autofahrt in Erscheinung tritt, ist leicht zu deuten. Gerade auf den ersten hundert Metern muß die Geschwindigkeit des Apparates die Ereignisse ins Unfaßliche verzerren. Hier kann es übrigens nützlich sein, sich ein wenig nach rechts oben zu recken und im Rückspiegel den Anblick der eigenen Augen zu suchen – wie zum Beweis, daß sie noch vorhanden sind.

Spiegelt der zusammengesunkene Blick also einfach die passagère Unfähigkeit wider, sich der Dynamik des Autos anzupassen, eine Anpassung, die eben keineswegs so selbstverständlich gelingt, wie es den Anschein hat, wie

es die Zivilisation vorschreibt? Ich glaube nicht. Jedenfalls wäre diese anthropologische nur *eine* Erklärung in der Ergänzungsreihe, die sich nach rückwärts ins gänzlich Ungreifbare verliert. Wie, das kann die Deutung anzeigen, die sich zu dem Satz schließlich doch einstellt. »And I opened my eyes«: das wäre die übriggebliebene Zeile von einem Gedicht, das der Elfjährige auf englisch im Kopf zu schreiben versucht hatte. Die Konjunktion am Anfang des Satzes verweist nicht nur auf die verlorengegangenen anderen Zeilen, sondern auch auf die noch älteren, gleichsam prähistorischen Szenen, deren Erinnerung mit jenen Gedichtzeilen untergegangen ist, eine Erinnerung, die schon beim Formulieren des Gedichts durch den Elfjährigen kaum zu fassen gewesen sein wird. –

Unscheinbar ist das Problem keineswegs. Denn an der Kräftigkeit und Kompetenz des Blicks wird viel von der Berufsarbeit hängen, in welche die Autofahrt hinein-



»Unterdessen zog der Liebesdunst aus dem geöffneten Fenster.«

führt. »And I opened my eyes«: wie er das hoffnungslos Undurchsichtige der Vergangenheit und die Anstrengung zu ihrer Durchdringung beschwört, führt der Satz zugleich in das hoffnungslos Undurchsichtige der ökonomischen Reproduktion hinein und ermahnt – als wäre es schon einmal gelungen – zu deren Durchdringung. In Wirklichkeit hilft natürlich nur Zuwarten: daß die Augen sich von selber wieder beleben.

## Ein Überblick

Die Deutschen, hatte Haffner gesagt, wollen vor allem ordentlich regiert werden. Deshalb sei es ihnen gelungen, in der Bundesrepublik eine Demokratie einzurichten, die auf dem besten Wege zu einer gewissen Perfektion sei, einer Perfektion, an der es anderen, lange beneideten Demokratien noch mangle.

Weil die Deutschen nämlich ordentlich regiert werden wollen, hatte Haffner gesagt, deshalb gehen sie ordentlich, regelmäßig und – anders als in den fälschlich beneideten anderen Demokratien – sehr zahlreich zum Wählen. Wie in jenen anderen Demokratien halten sich die Deutschen dabei im wesentlichen an zwei Parteien, und es ist ihnen wichtig, hatte Haffner gesagt, daß sich diese Parteien in ihren Absichten kaum voneinander unterscheiden. Daß jene Parteien selbst solche Unterschiede verkrampft betonen, hatte Haffner gesagt, das sei den Deutschen eigentlich zuwider – mit Recht.

Denn die Deutschen, hatte Haffner gesagt, haben verstanden, was eine Demokratie eigentlich sei. Nämlich die Hervorbringung des Chefs und seiner Mitarbeiter durch Wählen. Die Demokratie ist *nicht* die fortlaufende Kritik am Chef, der anhaltende Versuch, ihn abzusetzen – genau daran, hatte Haffner gesagt, sei eigentlich der erste

deutsche Versuch mit der Demokratie gescheitert: daß keiner derer, die aus Profession den Chef kritisierten, selber wirklich Chef werden wollte.

Denn die Parteien, hatte Haffner gesagt, von denen es in einer Demokratie eigentlich auch nur zwei geben darf, die wie große Konzerne, wenn sie dieselben Produkte herstellen, einander beim Kunden auszustecken versuchen: daß er nur zwischen zweien zu wählen hat, erleichtert die Wahl vernünftig –, denn die Parteien sind in einer Demokratie vor allem dazu da, den Chef und seine Mitarbeiter zu rekrutieren, Leute, die nichts anderes als ihren Willen und ihre Fähigkeit zum Regieren darstellen. Wobei das System von zwei Parteien garantiert, daß immer auch der jeweils andere zum Chef gewählt werden kann beim nächsten Mal, der dann die Fehlentscheidungen des vorigen korrigiert. Diese Gelegenheit, hatte Haffner gesagt, wollen die Deutschen anscheinend jederzeit zur Hand haben: deshalb halten sie den Abstand zwischen den beiden Parteien so gering.

Denn sie haben, hatte Haffner gesagt, sehr schlechte Erfahrungen mit dem Chef gemacht, mit dessen Wahl sie den ersten deutschen Versuch in der Demokratie beendeten. Zwar stellte er seinen unbedingten Willen zum Regieren dar, eine Zeitlang auch seine Fähigkeit dazu, aber dann . . . naja. Auch hatte das Desaster mit diesem Chef die Deutschen gelehrt, daß Parteien nichts mit der Frage, wie man gut und richtig leben soll, zu schaffen haben dürfen. *Weltanschauung* und *Ideologie* bei einer Partei sei den Deutschen seitdem verhaßt – mit Recht. Denn auch kein Konzern kann ja von irgendeinem seiner Produkte behaupten, daß es der Alleinseligmacher sei.

– Und wie hatte Haffner seine eigene Wahl angekündigt? Eigentlich, hatte er gesagt, könne eine Auswechslung des Chefs und seiner Mitarbeiter nach zehn Jahren mit derselben Partei nichts schaden – wenn nur der Konkurrent

verlässlicher wäre! Und wenn er verstanden hätte, was eine Demokratie ist! Daß es nämlich nur um die Auswechslung des Chefs geht und nicht etwa um Dinge wie den Untergang des Abendlandes, um *Weltanschauung* und *Ideologie*! Nein, hatte Haffner gesagt, solange die Gegenpartei nicht gelernt habe, was Parteien in einer Demokratie sind, so lange brauche man den jetzigen Chef nicht abzuwählen, einen melancholischen Mann, der seine Sache sehr ordentlich, ohne Brimborium, ganz wie ein richtiger Chef mache. Auch hänge der Konkurrent gewissen gloriosen Ideen an, daß zum Beispiel der wahre Chef sich erst in *Grenzsituationen* zu erkennen gebe, Ideen, die unter den gegebenen Umständen nicht ganz ungefährlich seien. Denn daß ein Politiker seine Karriere nur mit einem siegreichen Krieg vollenden kann, hatte Haffner gesagt, diese Idee sei vielleicht schön in ihrer Grandiosität, im Augenblick aber keinesfalls zu verwirklichen. Es gebe also keine guten Gründe, den Mann in Erwartung einer solchen *Grenzsituation* zum Chef zu wählen. Denn solche Wahlen, hatte Haffner gesagt, dürfen prinzipiell nichts Endgültiges haben, keine irreversible Entscheidung herbeiführen.

## Entdeckung des Ungeschicks

Gut, Sie haben sich also zum Hierbleiben entschlossen – *entschlossen* ist nicht ganz das richtige Wort, Sie würden vielleicht sagen, es habe sich so ergeben. Jedenfalls werden Sie nicht auswandern, weder nach drinnen noch nach draußen – man könnte auch sagen: Sie werden sich durch nichts vertreiben lassen in die eine oder andere dieser beiden Richtungen.

Die Grundregel, der Sie dabei folgen wollen, fordert nicht einfach, alles zu ertragen. Eher würden Sie die

Grundregel so formulieren: Man lasse sich nichts unterkommen, ohne es so sorgfältig zu beäugen, als wäre es zum letzten Mal. Eigentlich ist diese Grundregel keine positive, vielmehr soll sie etwas anderes ausschließen: daß jemand Sie zu dem Urteil bewegt, das Ding sei vor jeder Beaugenscheinigung Ihnen schon lieb und teuer; niemand soll Sie auch zu dem entgegengesetzten Urteil bewegen können, das Ding habe vor jeder Besichtigung zu verschwinden.

Machen wir nun ein paar Übungen darin.

Da ist ein Buch mit dem Titel *Doch alles bleibt zu wagen*. Otti Lohss hat darunter ihre jüngsten Gedichte gesammelt, und der Ellenberg Verlag, der Am Urbacher Wall 35 in Köln untergebracht ist, hat sie veröffentlicht. Sie haben die Gedichtsammlung nicht gekauft, Sie haben den Prospekt dafür mitgenommen, ein Faltblatt, das nicht in einer Buchhandlung auslag, sondern bei dem Fotografen, dem Sie Ihre Filme auszuhändigen pflegen, damit er sie zum Entwickeln fortschicke.

Sie haben darauf geachtet, daß der Fotograf nicht im Raum war, als Sie den Prospekt einsteckten, denn Sie wollten vermeiden, daß er Ihnen sein Urteil über die Gedichte von Otti Lohss mitteile. Was hatte das gelbliche Faltblatt in seinem Laden zu suchen? Als Sie es ungestört studieren konnten, kamen Sie rasch darauf: er hatte für den Prospekt das Porträtfoto der Autorin angefertigt, den Kopf einer *Dame*, die *gedankenvoll in die Ferne* blickt, das Kinn *leicht* aufgestützt zwischen Zeige- und Mittelfinger – und auch diese Worte wollen Sie zu Ihren Fundstücken zählen.

Machen wir es aber nicht zu ausführlich. Wir müssen unsere Kräfte zusammenhalten. Was Otti Lohss auf die Frage, weshalb sie schreibe, zu antworten hat, damit wollten Sie sich vor allem befassen.

Ich schreibe, weil ich den Menschen suche, mit all dem, was sein *ganzes* Leben ausmacht. Frei, demokratisch offen, im evolutionären Fortschritt, ohne deshalb Vergangenes, wo vieles auch schon gesagt ist, ausschalten zu wollen.

Ich schreibe, weil, auch nach Schlegel, sich Wissenschaft und Lyrik als verwandte Möglichkeiten keineswegs ausschließen, weil es notwendig ist, Dinge spontan und zeitnah zu betrachten.

Was also wollten Sie dazu sagen?

Daß es Sie berührt, wie sich Otti Lohss überanstrengt, weil man sonst die Überanstrengung nicht so klar zu sehen bekommt? Daß sie unter dem Druck einer Frage nach dem Weshalb kaum geschickter als andere Gesprächsfetzen zusammenklebt? Daß man nicht einmal sagen kann, sie habe die falschen Gespräche gehört? Die ehrwürdige Forderung nach dichterischer Gestaltung der lebendigen Totalität flottiere gegenwärtig ebenso frei durch den Raum wie Wahlkampfparolen, der Name Friedrich Schlegels, Diskussionsbeiträge zum Verhältnis von Wissenschaft und Poesie, Tradition und Fortschritt, Spontaneität und Aktualität des dichterischen Worts? Was Otti Lohss auszeichne, sei einfach ihr bodenloses Ungeschick, das anderen leider abgehe? Dem müsse man nur noch ein paar Vorstellungen darüber hinzufügen, wie sie Am Urbacher Wall 35 in Köln und beim Fotografen Scheid in München als *Dichterin* aufgetreten sei, und schon ergebe sich ein Gesamtbild von ebenso träumerischer wie realistischer Prägnanz?

Steigern wir den Schwierigkeitsgrad unserer Übungen.

Diesen Prospekt hatten Sie nicht in einem öffentlichen Geschäftslokal ergriffen und eingesteckt (mit der undeutlichen Empfindung, etwas entwendet, jedenfalls einen Fang gemacht zu haben), dieser Prospekt war der Zeitung beigelegt, die Sie unter der Woche täglich vor Ihrer Wohnungstür finden (die alte Dame, die sie dort

niederzulegen pflegt, verteilt auch die anderen Exemplare des Stapels, den der Austräger im Treppenhaus hinterläßt, um mit einem persönlichen Beitrag den anonymen Distributionsapparat zu vervollkommen).

Gut, Sie wollen diese Prospekte, an denen es der Zeitung fast keinen Tag fehlt, als eine Art fortlaufenden Kommentar zu ihrer journalistischen Berichterstattung auffassen, jedenfalls als ethnographisches Material von ausgezeichnetem Status, kaum weniger bedeutsam als die Ankündigung von Otti Lohss' Gedichten.

Anbauwand in markanter Riegelbauweise, mit vorspringendem Sockelteil. Korpus und Front echt Eiche, gebeizt in ausgefallener Wischtechnik. Mit Bar und beleuchteter Glasvitrine. 360 cm breit, 208 cm hoch, 54 cm tief. 1998.-

Anbauwand, besonders schwere Qualität. Front echt Eiche furniert, mit massiven Griffleisten. Korpus Kunststoff in perfekter Eiche-Nachbildung. 2 beleuchtete Sammlervitrinen. 390 cm breit, 218 cm hoch, 45 cm tief. 1698.-

Jugendzimmer. Neu ist hier die Kombination der zwei unterschiedlichen Tiefen. Alles in pflegeleichtem Kunststoff, perfekte Kiefer-Nachbildung. Kleiderschrank, Regalelement, Schrankteil, Bettkastenelement, Bett ohne Rost und Matratze. 1375.-

Aber was wollen Sie dazu noch sagen?

Nein, nicht daß Otti Lohss sich das erste Objekt könnte angeschafft haben, in undeutlicher Erinnerung daran, was Eichenmöbel für ihre Großeltern bedeuteten. Nein, nicht daß in der beleuchteten Glasvitrine ihr jüngstes Gedichtbuch in mehreren Exemplaren ausliegt. Nein, nicht daß sie Gästen einen Bommerlunder mit *Cocktailpflaume* aus dem Barfach aufträgt.

Daß Ihre Schwiegermutter sich das zweite Objekt hätte anschaffen können? Wie sie ihrer Tochter erläutert hätte, daß der Kunststoff das Saubermachen im Innern des Möbels ganz außerordentlich erleichtere, weil keine Rücksicht auf Politur zu nehmen sei und bedenkenlos

mit nassem Lappen gearbeitet werden könne? Wie Ihre Frau komisch, verzweifelt und ungenau hätte beschreiben müssen, welche Gegenstände sich in den beiden *Sammlervitrinen* aufhielten?

Es sei durchaus denkbar, daß Ihr Freund H., der seinen fünfzehnjährigen Sohn von einem Aufenthalt in den Vereinigten Staaten zurückerwarte, Sie in das zu diesem Anlaß neu eingerichtete *Jugendzimmer* führe; daß er mit der Hand über die *perfekte Kiefer-Nachbildung* streiche und Ihnen versichere, der Unterschied sei in der Tat kaum zu bemerken; daß er Sie dabei dringlich anschauet, mit glänzenden Augen, die nicht nur den angestrebten Überzeugungsversuch, sondern auch schon dessen Mißlingen darstellen; denn auch die Möbel zeigten gewissermaßen einen allzu dringlichen Glanz an der Oberfläche, und eben der mache mißtrauisch gegen die Vollkommenheit der *Nachbildung*, ihre Perfektion enthülle dergestalt ihre Unvollkommenheit.

Im übrigen sei entscheidend für das Gelingen dieser Übungen, auf welchen Wegen sie solches Material zusammenbringen. Beginnen wir am Ende. Daß wir dort auf diese überzeugende Korrespondenz von Augen- und Möbelglanz stoßen, bedeute, das Material sei unterirdisch auf das innigste verknüpft. Tatsächlich verfüge Ihre Schwiegermutter über eine zweite Tochter in den Vereinigten Staaten, weshalb nicht nur vorstellbar sei, wie Ihr Freund H. seinem wiedergekehrten Sohn das neue *Jugendzimmer* vorführe, sondern auch eine Präsentation der neuen *Anbauwand*, bei der Ihre Schwiegermutter Ihrer amerikanischen Schwägerin, die, wie jedes zweite Jahr, bei ihren Eltern zu Besuch ist, jene Vorzüge des *Korpus* aus Plastik erläutere, im Zuge einer Einführung in die neuesten Errungenschaften zuhause. Im übrigen haben Sie diese Erläuterung einer anderen Szene entnommen: wie eine Verkäuferin Ihrer Frau die Vorzüge

einer Handtasche aus Leder erklärte, deren Inneres mit Plastik gefüttert war – »da kann man die Tasche viel leichter auswischen!« – »Als ob ich Schmalzbrote drin transportieren wollte!« hatte Ihre Frau später Ihrem Freund S. erklärt, und mit diesem Gestus hätten Sie sie über die Gegenstände sprechen lassen können, welche die beiden *beleuchteten Sammlervitrinen* in der neuen *Anbauwand* ihrer Eltern enthalten.

Und nun sei entscheidend, wie der Weg zu Otti Lohss zurückführe. Nein, nicht darüber, daß Ihre Schwiegermutter Bommerlunder mit *Cocktailpflaume* anzubieten pflege: vielmehr verlaufe die Verknüpfung über die Struktur.

Beginnen wir so: wie Otti Lohss – der Sie immerhin den Kauf einer *Anbauwand* aus *echt Eiche* zugeschrieben haben, freilich ist sie in *ausgefallener Wischtechnik* gebeizt –, wie Otti Lohss sich als Dichterin versteht, das wäre äquivalent zu der Vorstellung, die Ihre Schwiegermutter vom Wohnen hat. Man könne auch sagen: die Formeln, welche Otti Lohss zur Rechtfertigung ihres Schreibens zusammenklebt, passen in derselben Weise zueinander wie die Elemente der zitierten Möbelstücke. Noch weiter in die einheitliche Struktur hinein führe eine Betrachtung des Gebrauchs, welchen die zitierten Figuren von den diversen Materialien machen: es sei im Grunde derselbe Gebrauch, den Otti Lohss an literarischen Formeln und Ihre Schwiegermutter an einem Möbelangebot zeige; es sei auch dieselbe Gebrauchsform, welche diese Schwiegermutter an ihrer ausgewanderten Tochter und ihr Freund H. an seinem heimgekehrten Sohn vorführe, bloß handle es sich diesmal nicht um literarische Formeln und Möbelstücke, sondern um Auslandsaufenthalte. Im übrigen aber immer dasselbe Ungeschick beim Montieren von Materialien, bei denen Geschick auch kaum vorstellbar sei. Und dann haben wir den Punkt getroffen:

besonders prägnant enthülle sich die einheitliche Struktur im Reden der zitierten Figuren. Denn weder Otti Lohss, noch Ihre Schwiegermutter, noch Ihr Freund H. können durch Reden vergessen machen, daß sie nichts zu sagen haben (Otti Lohss); die 1698.- teure Schrankwand eine Attrappe sei (Ihre Schwiegermutter); die ausgewanderte Tochter und der heimgekehrte Sohn vielleicht etwas mitzuteilen haben, was in die von jenen Möbelstücken repräsentierte Bundesrepublik nicht hinein-  
passe.

Und Sie? Sie haben einen Augenblick Ihrem Freund H. getraut, als er weder Ihnen noch sich selbst versichern konnte, daß die Imitation mit dem Original zu verwechseln sei, Sie haben ihm getraut, weil sein Blick das Angeblickte imitierte. Von dieser Korrespondenz aus seien alle anderen Konstruktionen möglich geworden, und das müsse genügen.

Gut, erhöhen wir ein zweites Mal den Schwierigkeitsgrad unserer Übungen. Dieser Mann hier ist keine Randfigur, wie Otti Lohss, Ihre Schwiegermutter und Ihr Freund H. es sind. Dieser Mann ist ein Protagonist, er sagt es gleich selbst und auch, weshalb er zu reden anhebt.

Nach alter Gepflogenheit wendet sich am Vorabend der Bundestagswahl der Präsident des Deutschen Bundestages an alle wahlberechtigten Frauen und Männer in der Bundesrepublik Deutschland, um sie zu bitten, von ihrem Wahlrecht Gebrauch zu machen.

Sagen Sie nicht, der Mann spreche von *Gepflogenheit* und *Gebrauch* und lade schon insofern zur Fortsetzung Ihrer Konstruktionen ein. Sagen Sie auch nicht, es erinnere Sie an das Ungeschick von Otti Lohss, wie der Mann sich selbst und sein Publikum in der dritten Person einführe; schweigen Sie von dem Ungeschick, das sich in dem doppelten Infinitiv am Ende mitteile. Lassen Sie ihn schließ-

lich den nächsten Absatz anfügen, ohne auf das Ungeschick der Montage hinzuweisen.

Die Wochen des Wahlkampfes liegen hinter uns. Es hat manche harte Auseinandersetzung gegeben. Sicher, die Politik ist ohne Zweifel eine ernste Angelegenheit. Aber nirgends steht geschrieben, daß die Auseinandersetzungen mit tierischem Ernst geführt werden müssen.

Unterbrechen Sie nicht! Unterdrücken Sie den Einwurf, den Ihr Freund S. hätte machen können: Eigentlich müsse der Mann jetzt, wo die harten Auseinandersetzungen hinter ihm liegen, mit einem Witz fortfahren! Lassen Sie den Mann *ausreden*! Das ist Ihnen doch auch bei Otti Lohss gelungen!

Ich hätte mir gewünscht, daß mehr Menschlichkeit und weniger persönliche Verunglimpfung den Wahlkampf geprägt hätten. Die gemeinsame Schiedsstelle der vier im Deutschen Bundestag vertretenen Parteien wurde sehr stark in Anspruch genommen. Sie hat sich redlich bemüht, dem Fairneß-Abkommen die ihm gebührende Achtung zu verschaffen. Deshalb möchte ich auch diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, den Mitgliedern und Mitarbeitern der Schiedsstelle von hier aus herzlich zu danken.

Gut, Sie mögen darauf hinweisen, daß für diesen Mann augenscheinlich dasselbe gilt wie für Otti Lohss und die anderen Figuren: daß sein Ungeschick mit der schlechten Handhabbarkeit des Materials zusammenhängt, an dem er sich zu schaffen macht. (Und Ihr Freund S. mag flüstern, daß der Mann vielleicht lieber beim Witzeerzählen hätte bleiben sollen.) Daß er nicht zurechtkomme mit dem Zeug, das sage der Mann freilich nicht direkt von sich selber, sondern von Dritten, einer *Schiedsstelle*, diese sei gewissermaßen seine Projektionsfläche – was aber impliziere, daß der Mann sich *von hier aus* (er sitzt an einem Schreibtisch) bei sich selber *herzlich* bedanke für seine vergeblichen Anstrengungen. Sehen wir zu, ob wir die

Idee einer im Zustand des Materials begründeten Inkompetenz weiterverfolgen können.

In dieser Woche hat uns die glückliche Nachricht erreicht, daß die drei entführten Kinder der Familien Kronzucker und Wächter wieder frei sind. Die ganze humane Welt hat diese Nachricht mit Erleichterung und Genugtuung aufgenommen.

Ja, kaum anders als Otti Lohss und die anderen Figuren ist dieser Mann eingebettet in ein beredtes Material und darauf eingeschränkt, Nachrichten zu empfangen. Daß sie *glücklich* sind, daß sie ihn mit *Erleichterung* und *Genugtuung* erfüllen, das scheint Zufall, es könnte auch ganz anders sein. Wiederum mögen Sie darauf hinweisen, daß er sich Dritter als einer Projektionsfläche bedient: diesmal heißen sie *die ganze humane Welt*. Sie mögen hinzufügen, daß diese Formel ihm kaum sicherer in der Hand liegt als Otti Lohss ihre literarischen Formeln. Setzen wir die Beobachtung seines Ungeschicks mit derselben Aufmerksamkeit fort, welche Sie Otti Lohss und den anderen Figuren gewidmet haben.

Um so schmerzlicher empfinden wir es, daß diese letzte Woche vor dem 5. Oktober von dem verbrecherischen Terroranschlag in München überschattet worden ist. Wir stehen tief erschüttert vor den Opfern blinder Gewalt gegen unschuldige Männer, Frauen und Kinder. Ich gedenke der Toten in Trauer und spreche ihren Hinterbliebenen im Namen des ganzen Deutschen Bundestages meine tiefempfundene Anteilnahme aus. Ich grüße die Verletzten zuhause oder im Krankenhaus und wünsche ihnen eine gute und rasche Genesung.

Ja, es können sehr unglückliche Nachrichten sein – hätte Otti Lohss (die ja in München lebt) einen Versuch zur poetischen Bearbeitung des Vorgangs unternommen, worin hätte er sich von diesem Versuch zu einer feierlichen Bearbeitung unterschieden? Sie wollen sich ein Gedicht von Otti Lohss vorstellen.

Ich gedenke  
Der Toten in Trauer.  
Ich grüße  
Die Verletzten  
Zuhause oder im Krankenhaus  
Und wünsche ihnen  
Eine gute und rasche  
Genesung.

Ja, auch dies möge rührend sein in seinem Ungeschick, freilich habe es eine unvergleichlich viel größere Reichweite; jenen Nachrichten, könnte man sagen, dürfe mit diesem Ungeschick eigentlich nicht begegnet werden – Ihr Freund H. würde es sagen.

Dann sei der Mann wieder damit beschäftigt gewesen, Projektionsflächen aufzurichten, diesmal in einer Geschwindigkeit, bei der man ihm kaum habe folgen können. Eigentlich sei es aber nur darum gegangen, wie jene Art Nachrichten künftig in ihrem Ursprung zu unterbinden seien.

Der Anschlag von München sollte uns dazu mahnen, im Kampf gegen Gewalt und Terrorismus nicht nachzulassen. Alle demokratischen Parteien sind aufgerufen, dem Terrorismus und den Feinden unserer Verfassung mit allen legalen Mitteln unseres demokratischen Rechtsstaates zu begegnen. Dies erwarten die Staatsbürger auch zu Recht. Die Antwort der Wähler auf den Terrorakt sollte es sein, sich durch eine hohe Wahlbeteiligung zu Demokratie und Rechtsstaat zu bekennen.

Dann wollten Sie den Mann unbeachtet eine Weile weiterreden lassen. Erst für den Schluß schlugen Sie ein neues Hinhören vor, weil auch das Bild sich geändert habe: der Mann führe vor, wovon er spreche. Mit Projektionen – so wollten Sie das verstehen – sei jetzt nicht mehr auszukommen, jetzt habe der Mann zeigen wollen, was Wirklichkeit sei.

Erlauben Sie mir noch ein paar Bemerkungen zum Wahlvorgang selbst. Jeder Wähler hat zwei Stimmen. Mit dem Kreuz

auf der linken Seite des Stimmzettels entscheidet der Wähler, welche Bewerber nach seiner Meinung den Wahlkreis im Bundestag vertreten sollten. Mit dieser Stimme wählen Sie also eine bestimmte Person. Mit dem Kreuz auf der rechten Seite des Stimmzettels wählen Sie eine Partei. Sie entscheiden damit, wie stark eine Partei im Bundestag vertreten sein soll. Diese Stimme allein ist es also, die über die Stärke der Bundestagsfraktionen entscheidet. Bitte achten Sie darauf, daß auf beide Seiten des Stimmzettels jeweils nur ein Kreuz gemacht werden darf. Jede andere Art der Kennzeichnung des Stimmzettels würde Ihre Stimme ungültig machen. Sie sehen also, es ist einfach und leicht, gültig zu wählen.

Ja, und so hatten Sie es am nächsten Tag gemacht, ebenso wie Ihre Frau, Ihre Freunde H. und S., Ihre Schwiegermutter und Otti Lohss. Es war tatsächlich ganz *einfach und leicht*. Und es hatte Sie schon in der Darstellung des Protagonisten daran erinnert, wie Ihre Schwiegermutter die Säuberung der Attrappe erläutert hätte.

## Die notwendige Arbeit

Im wesentlichen geht es um Entfernen, um Abheben und Schaben, manchmal kommt Rupfen hinzu – damit sind die Tätigkeiten bezeichnet. Es geht auch um Verwunden und Glätten – das bezeichnet aber die Ergebnisse. Instrument sind in der Regel die fünf hellen, flachen, rund und kurz geschnittenen Ausläufer der Hand, die Fingernägel; alle, an beiden Händen, können zum Einsatz kommen, nach freilich nicht ganz durchsichtigen Regeln.

Oben zum Beispiel herrscht eine gewisse Vorliebe für die Nägel der rechten Hand, die wiederum untereinander nicht durch Präferenzen gekennzeichnet sind: es kann der breite, knapp unter der Kuppe verharrende Nagel des Daumens sein, aber auch der des kleinen Fingers, der die Kuppe in jedem Fall (auch wenn er gerade gestutzt worden ist) überragt.

Was also haben sie oben zu tun?

Da ist in der engen, knorpligen Mulde eine Verwerfung zu ertasten – *ertasten* ist wiederum nicht das richtige Wort: die Verwerfung setzt einem der suchenden Nägel einen leichten Widerstand entgegen. Mit dem Auge betrachtet worden ist diese Verwerfung noch nie, doch existiert eine genaue optische Vorstellung. Es muß sich um eine Art Erstarrung handeln, eine Verfestigung, einen gehärteten Splitter, der sich vielleicht dadurch von seinem Milieu unterscheidet, daß er stumpfer glänzt als dieses – solange an ihm nicht gearbeitet wurde. Der optischen Vorstellung nach wäre also die Arbeitsaufgabe, den *einheitlichen* Glanz an dieser Stelle wiederherzustellen.

Vom rechten Ohr ist die Rede. Der Fingernagel, der in dessen Vertiefung am oberen Rand die Arbeitsaufgabe entdeckt hat, nimmt sie auch sogleich in Angriff. Durch ein aufdrückendes Hin- und Herfahren, eine Art ruhiges Kratzen, sucht er den Anfang des Splitters zu ermitteln. Dann müßte er von diesem Anfang her ergriffen und gleichmäßig abgehoben oder -gezogen werden können.

So vollkommen freilich gelingt die Arbeit nur in sehr seltenen Augenblicken. Meist ist schon der Anfang des Splitters – seine Lasche gewissermaßen – kaum genau zu fassen: der Fingernagel muß immer wieder und immer fester aufdrücken, er muß sich geradezu hineinbohren in die knorplige Mulde, um einen Anfang weniger zu finden als herzustellen, einen Anfang, der optisch als eine Art verfestigter Falte repräsentiert wird. Weil diese Falte weniger gefunden als produziert wird, verliert die Arbeitsaufgabe – der Splitter – an Kontur; denn das Kratzen hat sein Milieu affiziert, so daß er sich nicht mehr ganz deutlich davon unterscheidet.

Auch was dann als Abheben und Entfernen beschrieben werden soll, hat darüber an Prägnanz verloren. Es läuft

nämlich auf ein irritiertes, beinahe wütendes, immer wieder neu ansetzendes Schaben hinaus, das den Gegenstand, dessen sich der Fingernagel zu bemächtigen sucht, den wohlabgegrenzten »Splitter«, auflöst in Brösel und Fetzen, von denen optische Vorstellungen gar nicht mehr zu bilden sind.

Das Ergebnis der Arbeit freilich ist dasselbe wie in dem seltenen und glücklichen Fall, wo sich tatsächlich ein solcher »Splitter« finden, abheben und entfernen ließ: die Glättung und Verwundung, die nicht optisch, sondern als ein leichtes Brennen am Ohr repräsentiert werden.

Freilich ist die bearbeitete Stelle nicht nur glatt und wund geworden, sondern, wie sich spätestens am nächsten Tag erweist, auch feucht – ein Zustand, der als Hypertrophierung der Glätte beschrieben werden könnte, wenn sich nicht an dem nächsten Tag tatsächlich eine »Erstarrung« und »Verfestigung« gebildet hätte, eine nun wirklich »splitternde« Kruste, die auch tatsächlich dem forschenden Fingernagel eine Arbeitsaufgabe präsentiert.

Anders gesagt: diese Arbeit, die stets mit selbstvergessenener, von Mißerfolgsgedanken unbeschwerter Intensität durchgeführt wird, bringt ihren Gegenstand, die »Verfestigung«, den »Splitter« – etwas gelblich Erstarrtes, einstmals Wässeriges: so die optische Vorstellung –, diese Arbeit bringt ihren Gegenstand überhaupt erst hervor. Damit ist auch die Standardtheorie verworfen, die für das Entstehen der primären Arbeitsaufgabe immer wieder aufgestellt worden ist: daß sich nämlich der ursprüngliche »Splitter« durch den Speichel des Hundes bilde, der einen mit eigentümlicher Leidenschaft an den Ohren lecke.

Wie gesagt: bei dieser Arbeit herrscht eine gewisse Präferenz für die rechte Hand und das rechte Ohr – auch das spricht gegen jene Standardtheorie, denn der Hund kennt beim Lecken solche Präferenzen nicht –, aber auch

am linken Ohr kann zuweilen in dieser Weise die Arbeitsaufgabe hervorgebracht und bewältigt werden. Gehen wir nun etwas tiefer.

Hier scheint schon seit einiger Zeit klar, daß die Arbeitsaufgabe ein Produkt ist und kein Fund – auch sie wird immer an derselben Stelle hervorgebracht, der leichten, kaum ertastbaren Verwerfung in einer knorpligen Höhlung, in der man gar keinen Ansatzpunkt für den Fingernagel vermuten sollte.

Doch *muß* es ihn geben, eine – so die optische Vorstellung – genaue Markierung zwischen Trocken und Feucht, an der zugleich die Grenze zwischen Drinnen und Draußen verläuft, wo nämlich der Zugang zu dieser Höhlung, der gewissermaßen noch zum Draußen rechnet, endet, und das Innere aus weit und kompliziert verzweigten Räumen beginnt. Vom rechten Nasenloch ist die Rede.

Die Arbeitsaufgabe besteht eigentlich darin, diese Grenze zwischen Trocken und Feucht, Drinnen und Draußen genauer zu markieren und dabei zugleich durch Verwundung zu löschen – was am Ende auf die Wiederherstellung des ursprünglichen Zustandes auf anderem Niveau hinausläuft. Denn finden kann der Nagel – nehmen wir an, es sei der gleichsam überscharfe des kleinen Fingers – jene Grenze bei seiner ursprünglichen Suche eben nicht, die Verwerfung ist nicht nur kaum, sondern überhaupt nicht zu ertasten.

Nehmen wir noch einmal den günstigeren Fall. Darin ist an der erwähnten Stelle tatsächlich in gewisser Weise ein Fund zu machen: eine zufällige Trockenheit, die Stelle ist rau und bietet dem Fingernagel eine indifferente Anzahl von Ansatzpunkten, Stoppeln gleichsam. Er muß die Indifferenz beseitigen, die Stoppeln verstärken, indem er sie sozusagen tiefer aus dem Grund zupft. Das geschieht in einem raschen Auf- und Niederfahren, einem wieder-

um von Mißerfolgsgedanken gänzlich entlasteten gierigen Kratzen, dessen Ergebnis schließlich in einer Art Kerbe besteht.

Darin hat der Nagel nun die »Verwerfung« gefunden, auf die es ihm die ganze Zeit angekommen war. Diese Kerbe könnte die markierende Grenze zwischen Drinnen und Draußen, Trocken und Feucht bilden. Die Arbeit, an die sich der Nagel jetzt macht – nehmen wir an, es sei der des Zeigefingers, der die Kuppe gleichfalls zu überragen pflegt, auch wenn er gerade gestutzt worden war –, diese Arbeit besteht aber eben paradoxerweise darin, die gerade markierte Grenze wieder zu verwischen.

Nicht anders als am Ohr nämlich sucht der Fingernagel die Kerbe zu einer Falte auszuarbeiten, unter die er seine äußere Kante zu schieben vermöchte. Was er hier abzuheben wünscht, ist kein »Splitter«; vielmehr etwas Weiches, Nachgiebiges: ein Ausriß oder Fetzen – so die optische Vorstellung –, der durch seine Trockenheit die einheitliche Glätte der Innenhaut gestört hatte – sie jetzt stört, wo der Nagel des Zeigefingers diesen Fetzen herauspräpariert hat als etwas Rauhes, Hervorstehendes, Ablösbares.

Im günstigeren Fall ist dies Ablösen rasch zustande gebracht, die Glätte der Innenhaut wiederhergestellt (ich übergehe das Problem des Haarwuchses an dieser Stelle). Zeigefinger und Daumen mögen den Ausriß zu einem Kügelchen rollen, das fortgeworfen sogar ein leichtes Geräusch erzeugen mag, auf der Schreibtischplatte beispielsweise – ich führe das Problem ein, daß die sichtbaren Ergebnisse dieser Arbeit in ihren Proportionen stets die optischen Vorstellungen enttäuschen, die von ihnen während der Arbeit gebildet wurden, eine Enttäuschung, die diese sichtbaren Ergebnisse auch der Hand bereiten, weil deren Intensität und Selbstvergessenheit von ihnen nicht proportional entgolten wird: das zarte Geräusch auf der Tischplatte ist da kein Ersatz.

Der günstigere Fall ist freilich nicht der typische. In diesem nämlich ist der fragliche Ausriß nicht mit beiläufiger Intensität vom Nagel des Zeigefingers zustandezubringen, vielmehr greift – in raschem Wechsel mit jenem – auch der lanzettenhafte des kleinen Fingers ein, wobei durch Mimik die Arbeitsstelle gekrümmt und gespannt wird. Es geht sehr rasch. Deshalb könnte meine Darstellung kaum mitteilen, wie unwillkürlich und unbemerkt die Anstrengungen gesteigert werden. Insgesamt scheint diese Steigerung darauf hinauszulaufen, daß die für den Ausriß erwählte Partie – wie gesagt: die optische Vorstellung täuscht stark über die Proportionen – gleichsam tiefer angegriffen, der Fetzen gründlicher in seinem Milieu verortet wird. Aber – wie gesagt – diese Arbeitsgänge vollziehen sich beinahe unmerklich, nur die tiefere Selbstvergessenheit, in der sie, verglichen mit dem günstigeren Fall, stattfinden, könnte auf diese Steigerung der Anstrengungen aufmerksam machen, schlosse der Zustand der Selbstvergessenheit nicht eo ipso ein solches Aufmerken aus.

Was in diesem typischen Fall am Ende für den Ausriß präpariert worden ist, ließe sich mit dem Problem der Proportionen zusammenbringen, das der günstigere Fall aufwirft: Es scheint diesmal einfach mehr. Und dies Mehr scheint darüber hinaus eine gewisse Gefährlichkeit zu beinhalten, ein Verdacht, der im folgenden begründet wird.

Am Anfang nämlich ähnelt das Ablösen des Fetzens noch ganz dem günstigeren Fall, aber dann entsteht unvermeidlich die entscheidende Differenz. Man könnte es so ausdrücken: Die unmerkliche Intensivierung in der Präparation beginnt sich auszuzahlen – und erst jetzt wird offenbar, daß jene Intensivierung stattgefunden hat. Darin nämlich, daß der Ausriß nun wirklich – die Nägel von Daumen und Zeigefinger fungieren als Greifwerk-

zeug (wiederum übergehe ich das Problem des Haarwuchses an dieser Stelle) –, darin offenbart sich die Intensivierung der Präparation, daß der »Ausriß« nun wirklich den Charakter annimmt, den das Wort verspricht: Von einem gewissen Punkt an – hier mag das Greifwerkzeug kurz zögern – entsteht bei der Ablösung des Fetzens ein scharfes Brennen, das eigentlich zum Abbruch der Arbeiten auffordert, jedoch auch die Entschlossenheit zu ihrer Fortsetzung stachelt, es entsteht ein Schmerz, der, wenn es vollbracht ist, wenn das Greifwerkzeug aus Daumen- und Zeigefingernagel das wiederum der optischen Vorstellung kaum entsprechende Produkt den Augen vorführen kann – es ist ein Schmerz entstanden, der endlich als ein würdiges Ergebnis dasteht, schon deshalb, weil es sich in keiner optischen Vorstellung reproduzieren ließe, also auch der Realitätsprüfung durch die Augen entzogen ist. Gehen wir noch weiter nach unten.

Hier wird gleich deutlich, daß es nicht darum geht, durch Arbeit deren Aufgabe überhaupt erst hervorzu- bringen. Vielmehr ist diese Aufgabe unausweichlich entstanden, so scheint es; prüfende Blicke mögen hin und wieder das Entstehen verfolgt haben – so ist hier die optische Realitätsprüfung von Anfang an am Werk; Präferenzen für rechts oder links darf es nicht geben, denn auf beiden Seiten entwickelt sich das Problem gleichförmig; was die eigentlichen Arbeitsgeräte angeht, so müssen sie extra beschafft werden, sie stehen nicht eo ipso zur Verfügung, genauer: was bislang eo ipso als Arbeitsgerät, gewissermaßen: -subjekt zur Verfügung stand, das wird jetzt Objekt der Arbeit. Von den Fingernägeln ist die Rede.

Es geht darum, wie sie geschnitten werden, wobei *schneiden* wieder einmal nicht das richtige Wort ist. Das Problem, das mit diesem Wort ungenau bezeichnet wird, ist

außerordentlich mannigfaltig, sowohl hinsichtlich seiner Geschichte als auch hinsichtlich seiner Gestaltungen.

Um wenigstens einige der historischen Probleme zu skizzieren: Es gab eine Zeit, wo von Schneiden einfach deshalb nicht die Rede sein konnte, weil kein dieser Operation irgend entsprechendes Gerät zur Anwendung kam. Nein, statt dessen nicht die Zähne – oder nur manchmal, in Augenblicken, wo die selbstvergessene Hingabe an diese Arbeit wie von sich aus verlangte, daß alle irgend geeigneten Vorrichtungen an ihr beteiligt würden –, nein, im allgemeinen nicht die Zähne, sondern ein Fingernagel der jeweils anderen Hand, mit dem, unter genauester Aufsicht durch die Augen, an dem jeweiligen Arbeitsobjekt eine Ritze oder Kerbe gesucht wurde, von der aus sich die frei überstehende Hornsubstanz ruckweise oder in einem Zug entfernen ließ. Ich erinnere mich, daß auch dabei Schmerz entstehen konnte, weil die Operation nämlich manchmal unwillkürlich die Grenze zwischen Rosé und Weiß überschritt, die Grenze, wo das Horn sich vom Zustand des Angewachsenseins gewissermaßen emanzipierte und zum Entferntwerden darbot – vor allem aber erinnere ich mich daran, daß diese Operation (von Außenstehenden *knibbeln* genannt) die faserige Struktur der Hornsubstanz bloßlegte: Der Abriß hinterließ sie in Gestalt einer stufen-, gleichsam terrassenförmigen Gliederung, deren äußerster Ausläufer in seiner papierhaften Biegsamkeit zu weiteren Operationen des Entfernens aufforderte, Operationen, deren Vollzug gewiß die Grenze zum Rosé überschreiten und damit den Schmerz erreichen hieß.

Gewiß ließe sich von dieser historischen Gestalt der notwendigen Arbeit die aktuelle an Ohr und Nase herleiten und behaupten, bei dieser aktuellen Arbeit werde bloß das historische Modell einzuholen versucht – aber ich möchte noch ein Gestaltungsproblem der Arbeit an den

Fingernägeln erörtern, um auch diese Dimension wenigstens anzudeuten.

Als nämlich auf das *Knibbeln* verzichtet und tatsächlich eine Schere (nebst anderer Instrumente) eingeführt worden war, stellte sich als Problem der Gestaltung: spitz oder rund?

Die Antwort, welche die Außenstehenden nahelegten, schien einfach: Die Frau wie der Mann hatten sich für das Spitze entschieden, und ich erinnere mich nicht, auf Fragen nach den Argumenten für diese Entscheidung irgendwelche Antworten erhalten zu haben, die plausibel gegen das Runde zu votieren erlaubt hätten. Daß zum Beispiel ein spitzer Nagel leichter zum Reinigen der anderen verwendet werden kann als ein gerundeter, wird kaum gesagt worden sein, und Operationen in dieser Richtung, die ein solches Argument hätten unterstützen können, führten zu dem unbefriedigenden Ergebnis, daß der reinigende Nagel darüber schmutzig wurde, ein Schmutz, der ihm zwar wiederum von einem anderen abgenommen werden konnte, aber dann haftete er unter dem.

Auch heute wüßte ich keine Begründung für diese oder jene Entscheidung. Ist sie zu fordern einfach überflüssig, weil sich der spitze Zuschnitt von selbst versteht – weil das Wort für das Ding: »Nagel« einfach von sich aus fordert, daß er spitz zulaufe, sonst brauche es einen anderen Namen?

Seinerzeit behinderte den Vollzug dieses Selbstverständlichen eine zweite Frau, die unter den Außenstehenden Orientierung zu bieten pflegte. Sie hatte nämlich den Ungehorsam gegen den Wortsinn realisiert (die Möglichkeit einer Entscheidung für das Runde war also nicht nur Gegenstand einer abstrakten Spekulation): tatsächlich hatte sie Nägel von einer vollkommen ovalen Form vorzuweisen, einer Vollkommenheit, die stets ein Gegen-